



Leseprobe aus Schmauch, Liebe, Sex und Regenbogen,  
ISBN 978-3-7799-7053-8 © 2023 Beltz Juventa  
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel  
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/  
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7053-8](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7053-8)

# Inhalt

<b>Vorwort</b>	7
<b>Exkurs: Anmerkungen zu aktuellen Debatten über Geschlecht und Körper, Sexualität und Natur</b>	12
<b>Sexualitäten im Generationenverhältnis</b>	29
1. Die Angst der Erwachsenen vor dem Körper des Kindes – Zur Wirkung kindlicher Sexualität auf Erwachsene	30
2. Wenn Eltern und Kinder in die Pubertät kommen – Erwachsenwerden, Sexualität und Generationenverhältnis	44
3. Sexuelle Orientierungen von Jugendlichen – eine Herausforderung für pädagogische Praxis und Forschung	63
<b>Sexualisierte Gewalt</b>	77
4. Die Odenwaldschule – ein abgeschlossenes Kapitel? – Sexualisierte Gewalt, Pädagogik und Macht	78
5. Sexualität unter Generalverdacht? – Auf der Suche nach einer guten Balance zwischen Gewaltschutz und Sexualfreundlichkeit	92
<b>Sexuelle Vielfalt</b>	105
6. Sexuelle Vielfalt – historische Entwicklungen und strukturelle Aspekte	106
7. Zur Verschiedenheit im Bereich sexueller Orientierungen	113
8. Zwei Welten? Die Lobbyarbeit des LSVD e. V. und die Soziale Arbeit mit LSBTIQ-Klient*innen	121
<b>Gleichgeschlechtliche Lebensweisen</b>	135
9. Homosexuelle Gefühle und Entwicklungen in der Kindheit	136
10. Lesbische Familien – Soziologische und psychodynamische Perspektiven	147
11. Gleichgeschlechtliche Familiengründungen in Israel	164
12. Die Bedeutung der Liebe für ältere lesbische Frauen	189

<b>Soziale Arbeit, Sexualpädagogik und Regenbogenkompetenz</b>	201
13. Was bedeutet das Konzept der Abstinenz in der Sozialen Arbeit?	202
14. Sexualpädagogisches Handeln im beruflichen Alltag sozialer Praxis	216
15. Sexualität in der Ausbildung von Sozialarbeiter*innen	227
16. Das Konzept der Regenbogenkompetenz	241
<b>Ausblick</b>	260
<b>Nachweise</b>	263
<b>Dank</b>	266
<b>Literaturverzeichnis</b>	267

## Vorwort

*„Kann Sex auch Spaß machen?“ – „Wenn der Erzieher meines Sohnes schwul wäre, das wäre mir nicht angenehm.“ – „Sex vor der Ehe ist sowieso haram, (nicht erlaubt), darum reicht es, wenn wir uns darüber informieren, wenn es soweit ist.“ – „Können Lesben überhaupt Sex haben, ich meine, ohne Mann?“ – „Wegen ein paar harmlosen Doktorspielen der Kleinen in der Puppenecke gab es empörte Eltern, die wollen jetzt deswegen ein Gespräch zu sexuellen Übergriffen in der Kita.“ – „Für die Art der Zeugung in Regenbogenfamilien braucht man schon Humor!“ – „Eigentlich wollte unser Sohn gern in ein Internat – aber nun, nach all den Missbrauchsskandalen?“<sup>1</sup>*

### Zum Inhalt

Um solche Äußerungen und um die Gefühle, die mit ihnen verbunden sind, geht es in diesem Buch. Ebenso um die gesellschaftlichen Zusammenhänge, die dahinter stehen und um Konzepte für den beruflichen Umgang mit diesen Themen in pädagogischen und psychosozialen Praxisfeldern. Die zitierten Mitteilungen bilden nur einige der vielen Aspekte des Themas „Sexualität“ ab, die in den folgenden Kapiteln erörtert werden.

In Übereinstimmung mit anderen sexualwissenschaftlichen Ansätzen betrachte ich menschliche Sexualität als komplexes Ganzes, das sich aus biologischen Grundlagen, gesellschaftlichen Einflüssen sowie individuellem Erleben und Gestalten zusammensetzt (vgl. Sigusch 2005; Stein-Hilbers 2000). Zur Annäherung an „Sexualität als komplexes Ganzes“ eignet sich das psychoanalytische Sexualitätsverständnis. Im Blick auf sexuelle Themen ermöglicht es uns, triebhafte Wünsche und kulturelle Bilder, Phantasien und Fakten, Individuum und Gesellschaft in ihrem Spannungsverhältnis zusammenzudenken. Mit der psychoanalytischen Perspektive lässt sich auch vermeiden, in einseitiger Weise über Sexualität zu sprechen – als etwas, das angeblich nur schön oder aber vermeintlich vor allem besorgniserregend ist. Dagegen wird an vielen Themen und Beispielen in diesem Buch sichtbar, wie vielschichtig und widersprüchlich Sexualität ist. Dass sie sowohl befreiende als auch verletzende Aspekte hat, sowohl Lust als auch Angst machen kann. Dass sie auch gewalttätig als Mittel der Machtausübung benutzt wird.

Sexualität besteht aus verschiedenen Sexualitäten, die mit unterschiedlichen Lebensweisen verbunden sind. Im Buch wende ich mich gleichermaßen

---

1 Diese Zitate stammen aus meinen verschiedenen Praxisbereichen – aus sexualpädagogischer Arbeit mit Jugendlichen und mit Eltern, aus der Fortbildung mit sozialen Fachkräften und aus einem Expertinnen-Interview.

hetero- wie homosexuellen Erfahrungen zu. Ich untersuche die Frage, welche Rolle die sexuelle Orientierung spielt – etwa in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen, in der Liebe oder für die Familiengründung, aber auch im beruflichen Handeln sozialer Fachkräfte.

### *Für wen ist das Buch geschrieben?*

Das Buch richtet sich zum einen an Menschen in Forschung, Lehre und Studium Sozialer Arbeit. Auf der Basis eigener Forschungsergebnisse und umfassender Lehrerfahrung bietet es neue theoretische Perspektiven zu sexualwissenschaftlichen Fragestellungen an, die mit umsetzbaren Anregungen für Lehrende und Studierende verbunden sind. Zum anderen wendet sich das Buch an Menschen, die in psychosozialen Berufen tätig sind, aber auch ganz allgemein an alle, die sich, wie etwa Eltern, für den Umgang mit sexuellen Themen und mit sexueller Vielfalt interessieren. Zu vielen Fragen, die in diesem Zusammenhang wichtig sind, finden sie hier theoretische Erklärungen und Handlungskonzepte – wie etwa das Konzept der Regenbogenkompetenz. Es gibt eine Fülle von Fallbeispielen, die die Themen anschaulich machen.

### *Ziel*

Mein Ziel ist es, für Neugier und Offenheit gegenüber sexuellen Themen zu werben. Das Buch soll dazu ermutigen, sich ernsthaft mit schwierigen Themen auseinanderzusetzen wie etwa mit Kontroversen rund um die kindliche Sexualität oder mit Pubertätskonflikten, mit sexualisierter Gewalt oder mit der Ausgrenzung sexueller und geschlechtlicher Minderheiten. Ebenso will ich aber Mut zu einer lustfreundlichen Haltung machen. Alle Menschen sind *auch* sexuelle Wesen, und in jedem Alter und in jeder Lebensweise kann Sexualität eine Quelle der Selbstbestärkung und der Freude sein. Dies möchte ich gerade auch am Beispiel gleichgeschlechtlicher Lebensweisen zeigen.

### *Eine „vielfarbige“ Perspektive*

Die Texte lassen erkennen, dass ich die Themen des Buches nicht nur auf wissenschaftlicher Ebene betrachte. Ich bringe auch meine politische Perspektive ein, also Erkenntnisse, die meinen Erfahrungen in der Frauenbewegung, in der *lesbisch/schwulen* Selbstorganisation und meinem sexualpolitischen Engagement entspringen. Es fließen Erkenntnisse ein, die mit meinen unterschiedlichen beruflichen Tätigkeiten zu tun haben – als Betreuerin in der Krabbelstube und als

Koordinatorin in der pro familia, als Fortbildnerin bei freien Trägern und als Lehrende an der Hochschule. Nicht zuletzt bringe ich mich mit einer persönlichen Perspektive ein, um damit den Wert subjektiver Sichtweisen in wissenschaftlichen, beruflichen und politischen Auseinandersetzungen zu unterstreichen. Auch die Psychoanalyse misst der Subjektivität einen hohen Stellenwert zu. Aus diesem Grund, zudem wegen ihres Sexualitätskonzepts und wegen vieler ihrer „Werkzeuge“, die sich in der Sozialen Arbeit in abgewandelter Form gut anwenden lassen, gehört die psychoanalytische Sicht in diesem Buch dazu. Von manchen aktuellen Gender-Diskursen unterscheidet sich meine Perspektive; während sie im Buch eher implizit enthalten ist, nehme ich im vorausgeschickten Kapitel „*Exkurs*“ explizit Stellung zu aktuellen Kontroversen.

## Struktur

Vor dem Einstieg in das Buch wird im *Exkurs* mein Verständnis von Geschlecht und Körper, Sexualität und Natur erläutert, um so meine Position zu aktuellen Gender-Diskursen zu verdeutlichen. Wer sich für theoretische Debatten weniger interessiert, kann diesen Teil überspringen und direkt ins Buch einsteigen. In den fünf Teilen und 16 Kapiteln des Buches beleuchte ich verschiedene, miteinander zusammenhängende Facetten des Themas Sexualität.

Der erste Teil: *Sexualitäten im Generationenverhältnis* thematisiert die Entwicklung kindlicher und jugendlicher Sexualität und die Frage, wie darauf die Erwachsenen reagieren. Wie wirken diese Reaktionen wiederum auf die junge Generation zurück und welche emotionalen Wechselwirkungen entstehen daraus? In diesem Zusammenhang spielt der Einfluss gesellschaftlicher Moralvorstellungen und stereotyper Geschlechterbilder eine wichtige Rolle. In den drei Kapiteln wird auch diskutiert, wie Erwachsene – seien es Eltern oder Betreuende – zu einer „*einigermaßen gelassenen*“ Haltung gelangen können, die zugewandt und akzeptierend ist.

Der zweite Teil: *Sexualisierte Gewalt* bezieht sich zwar auch auf Ereignisse zwischen den Generationen, hier jedoch auf destruktives bzw. kriminelles Handeln Erwachsener und dessen Folgen. Ich untersuche noch einmal den „Fall Odenwaldschule“; um Zusammenhänge zwischen Pädagogik, Macht und pädosexueller Gewalt deutlich zu machen und um zu zeigen, was daraus für heute zu lernen ist. Das führt zum nächsten Kapitel, in dem die Frage erörtert wird, inwieweit die Sexualität im Schatten der sogenannten „Missbrauchdebatte“ generell in Verdacht geriet und ob eine Balance zwischen Gewaltschutz und Sexualfreundlichkeit möglich ist.

Während sich der zweite Teil auf die Verletzung der sexuellen Selbstbestimmung junger Menschen durch Erwachsene bezieht, geht es mir im dritten Teil: *Sexuelle Vielfalt* um die Verletzung der Rechte sexueller und geschlechtlicher Minderheiten durch gesellschaftliche Diskriminierung. In einem historischen Rückblick zeige ich den Prozess von den Anfängen der lesbisch/schwulen

Protestbewegung bis zur partiell erfolgreichen Institutionalisierung ihrer Anliegen unter der Überschrift „sexuelle Vielfalt“. Zugleich wird am Feld der Sozialen Arbeit kritisch überprüft, wie weit Vielfalt und Akzeptanz hier tatsächlich angekommen sind. Im 7. Kapitel kläre ich zentrale Begriffe rund um sexuelle Vielfalt und arbeite Widersprüche im gesellschaftlichen Umgang mit sexueller Verschiedenheit und spezifische Aspekte lesbisch/schwuler Lebensweisen heraus. Das nächste Kapitel schaut auf „zwei Welten“: einerseits auf den „Lesben- und Schwulenverband in Deutschland e.V.“ (LSVD) mit seiner politischen Lobbyarbeit, andererseits auf Menschen, die Klient\*innen Sozialer Arbeit sind und zu sexuellen und geschlechtlichen Minderheiten gehören. Es werden produktive Querverbindungen und Schritte zu positiven Veränderungen in sozialen Berufsfeldern beschrieben.

Im vierten Teil: *Gleichgeschlechtliche Lebensweisen* ist der Blick auf die Lebensspanne gerichtet: zunächst untersuche ich homosexuelle Gefühle und Entwicklungen in der Kindheit und verwende dabei theoretische und empirische Zugänge. Im Weiteren berichte ich über empirische Studien, die ich zum Thema gleichgeschlechtliche Familien durchgeführt habe – zum einen mit lesbischen Müttern in Deutschland, zum anderen mit lesbischen und schwulen Eltern in Israel. Schließlich wende ich mich dem Altern zu und stelle Ergebnisse einer Befragung älterer lesbischer Frauen zum Thema „Liebe“ vor. Auch werden Unterschiede gegenüber schwulen und heterosexuellen Erfahrungen mit der Liebe im Alter erörtert.

Der fünfte Teil: *Soziale Arbeit, Sexualpädagogik und Regenbogenkompetenz* widmet sich zentralen Fragen der Professionalität, die für alle Beteiligten, gleich, welcher sexuellen Orientierung, relevant sind: Was bedeutet das aus der Psychoanalyse stammende Konzept der Abstinenz für den Umgang mit Nähe, Distanz und Grenzen in der Sozialen Arbeit? Warum brauchen soziale Fachkräfte in *allen* Praxisfeldern die Fähigkeit zum sexualpädagogischen Handeln, um ihren Klient\*innen gerecht zu werden? Wie kommt Sexualität in der Ausbildung sozialer Fachkräfte vor, und was macht eine hochwertige sexualpädagogischer Qualifizierung aus? Was beinhaltet das Konzept der Regenbogenkompetenz, und wie können soziale Fachkräfte in der Praxis damit arbeiten? In allen Kapiteln verknüpfe ich theoretische Aspekte mit der Analyse von Praxisbeispielen und mit Hinweisen, die die Reflexions- und Handlungsfähigkeit fördern können.

Das Buch endet mit einem *Ausblick*, in dem ich mögliche Zukunftsperspektiven für „meine Themen“ – für sexuelle Vielfalt und Sexualpädagogik, für die Soziale Arbeit und den Feminismus – umreißt.

## Zur Sprache

Als Zeichen für eine gendergerechte Sprache verwende ich den Genderstern (\*). Dabei orientiere ich mich an einer neuen Empfehlung der Überwachungsstelle

des Bundes für Barrierefreiheit von Informationstechnik (BFIT 2021). Diese rät zur Verwendung des Gendersterns, weil er barrierefreier und gebrauchstauglicher als der Doppelpunkt sei und Menschen einschlieÙe, die sich keinem Geschlecht eindeutig zugeordnet fühlen (BFIT 2021, o.S.). Als Abkürzung für sexuelle und geschlechtliche Minderheiten gebrauche ich das Akronym LSBTIQ: es steht für Lesben, Schwule, Bisexuelle, Trans-Personen, Intergeschlechtliche und Queere Menschen.

# Exkurs: Anmerkungen zu aktuellen Debatten über Geschlecht und Körper, Sexualität und Natur

## Vorbemerkung

Wozu ein Exkurs? Wird nicht in sechzehn Kapiteln berichtet, was ich in der Arbeit beobachte, und alles gesagt, was ich dazu denke? Im Vorwort habe ich meine mehrdimensionale Perspektive und damit gewissermaßen „die Brille“ skizziert, durch die ich biopsychosoziale Realitäten wahrnehme. Jedoch gewann ich durch Rückmeldungen, die ich im Vorfeld der Veröffentlichung von den „Probeleser\*innen“ meines Manuskripts erhalten habe, den Eindruck, dass es wichtig sei, im Blick auf aktuelle Gender-Debatten meine theoretische Position ausführlicher darzustellen. Und so folgt nun ein Streifzug (vgl. *lat. excursus*) durch meine Fragen und Sichtweisen rund um Geschlecht und Körper, Sexualität und Natur.

In den 1980er und -90er Jahren, als der Konstruktivismus zur beliebtesten feministischen Theorie, als Geschlecht zu einem angeblich rein diskursiv erzeugten Konstrukt und die Philosophin Judith Butler zur queeren Ikone wurde, bekam ich meine Kinder. Während der gleichen Zeit begleitete ich meine alten Eltern in Zeiten schwerer Erkrankung und des Sterbens. In diesen Jahren war ich daher auf intensive Weise mit Körperlichkeit konfrontiert: mit Schwangerschaft, Geburt und der Sinnlichkeit eines Lebens mit Neugeborenen und kleinen Kindern. Andererseits mit der unerbittlichen Macht der Natur, wie sie mir in meinen gebrechlichen und dann sterbenden Eltern und ihrem Tod begegnete. Seit damals und bis heute wirkt es daher auf mich absurd, dem Körper seine eigene Realität und Eigengesetzlichkeit abzuspochen.

Natürlich sind Körper, auch als weibliche und männliche Körper, tief durchdrungen von kulturellen und sozioökonomischen Prägungen und auch von sprachlich gefassten Normierungen. Aber die ebenso stumme wie sensible Materialität des Körpers entzieht und widersetzt sich immer wieder dem Bezeichnen, Verstehen und der Beherrschung. Heute bin ich selbst es, der Krankheit und Alter zu schaffen machen, aber zugleich kann ich sinnliche Freuden genießen und mich an der ebenso vitalen wie empfindsamen Körperlichkeit meiner kleinen Enkelkinder erfreuen. Immer noch gibt es im akademischen und medialen Kontext Stimmen, die dem Körper seine eigene Wirkmacht absprechen, die insbesondere am Geschlechtskörper nichts als natürlich, sondern alles als sozial konstruiert auffassen und die das Geschlecht für irrelevant halten. Im Folgenden greife ich

exemplarisch ein paar dieser Stimmen auf, um ihnen anschließend meine Sichtweise gegenüberzustellen.

## Stimmen zu Geschlecht und Körper

- Jutta Hartmann, Astrid Messerschmidt und Christine Thon betonen in der Einleitung zu dem von ihnen herausgegebenen Buch „Queertheoretische Perspektiven auf Bildung“, dass „...mit der queeren Analyse von Geschlecht (...) eine deutliche Absage an eine wie auch immer als natürlich gedachte Basis der Geschlechtlichkeit gegeben (ist). Damit werden auch die Teile von Geschlecht (sex) entnaturalisiert, die im feministischen Diskurs noch weithin als biologisch-anatomisch angenommen werden“ (Hartmann/Messerschmidt/Thon 2017, S. 20).
- Heinz-Jürgen Voss schreibt in seinem Beitrag „Natürlich‘ gibt es kein Geschlecht“: „Es geht mir (...) darum, sich bewusst zu werden, dass es keine ‚Natürlichkeit‘ gibt, sondern dass sie immer Produkt gesellschaftlicher Entscheidungen ist. Wer als Letztbegründung für das Vorhandensein binären ‚biologischen Geschlechts‘ ‚Schwanz‘ oder ‚Möse‘ herauskramt oder nach anderen Merkmalen (Chromosomen, Hormonen, Fortpflanzung etc.) sucht, sollte sich bewusst sein, vor welchem Hintergrund die Erkenntnisse der vermeintlichen Sicherheit solcher Merkmale für die Einordnung zu ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ entstanden sind“ (Voss 2010, S. 17).
- Stefan Hirschauer meint: „Das Geschlecht ist irrelevant geworden“ (Hirschauer 2022, Frankfurter Allgemeine Zeitung, S. 14). Nicht aufgelöst seien lediglich noch „einige hartnäckige Reste“, „patriarchale Restbestände“ (Hirschauer 2022, ebd.). „Für die gesellschaftliche Mehrheit (...) ist die Zweigeschlechtlichkeit in dem Maße, dass das körperliche Geschlecht keine sozialen Folgen mehr hat, keine große Einschränkung mehr (...) Das Geschlecht dürfte zur belanglosen Angelegenheit werden, eine private Sache der Partner suche und Familienplanung“ (Hirschauer 2022, ebd.).
- Cory Silverberg, der queertheoretische Autor des Aufklärungsbuches für Kinder „*What Makes A Baby?*“ (deutsch: „Wie entsteht ein Baby?“) schreibt im ausführlichen Reader’s Guide dazu: „*A body is just a body. It could be a boy or a girl. Or something in between. Who knows!*“ (Silverberg 2013, S. 39). Aus der erklärten Absicht, im Kinderbuch Geschlechtsunterschiede nicht stereotyp darzustellen, werden diese gar nicht dargestellt. Um Transfrauen und Frauen mit Infertilitätsproblemen nicht zu diskriminieren, vermeidet Silverberg das Wort „Frau“ und spricht stattdessen von „Menschen mit einer Gebärmutter“ (Silverberg 2020, S. 15). Die Frau ist in Schwangerschaft und Geburt nicht als Person, sondern als gesichtsloses Gefäß zu sehen (Silverberg 2020, S. 25-28).

## Wie ich es sehe

### *Zum Begriff des „Geschlechts“*

Interessant sind die vielfältigen Bedeutungen, die der Begriff „Geschlecht“ in Natur-, Sozial- und Sexualwissenschaften, in Musik, Mathematik und Grammatik hat. Und auffällig ist, dass „Geschlecht“ zu einem so umkämpften Begriff werden konnte. Für mich ist „Geschlecht“ ein vielschichtiger Begriff, mit dem sich die Komplexität biopsychosozialer Phänomene, Prozesse und Erfahrungen untersuchen lässt. Er eignet sich für die Analyse von mehrdimensionalen Phänomenen wie zum Beispiel „Geschlechtersozialisation“, „geschlechtshierarchische Arbeitsteilung“ oder „geschlechtsbezogene Gewalt“. Aus meiner Sicht ist es ein Gewinn, dass, je nach Kontext, auch die Ebene der „Natürlichkeit“, der biologischen Geschlechtskörper, auf reflektierte Weise als eine der Dimensionen von „Geschlecht“ mit einbezogen werden kann. Demgegenüber erschien mir das „sex & gender“-Modell von Anfang an zu simpel, sowohl in John Money's frühen Konzepten als auch in Teilen der feministischen Debatten, wo es zu großer Verbreitung und Beliebtheit gelangte (Money/Ehrhardt 1975). Insofern teile ich die queertheoretische Kritik (s. o. Hartmann/Messerschmidt/Thon 2017) an diesem Konzept, aber aus anderen Gründen.

Im Unterschied zur queertheoretischen Auffassung sehe ich „sex“, die biologische Körperlichkeit, als relevante Dimension von „Geschlecht“ und nicht als etwas, das aufgelöst, „entnaturalisiert“ oder hinwegdiskutiert werden sollte oder auch nur könnte. Die Einbeziehung körperlicher Aspekte von Geschlecht muss aus meiner Sicht durchaus nicht zu Annahmen über biologisch festgelegte Wesenszüge der Geschlechter, also nicht zur Essenzialisierung führen. Sie ermöglicht vielmehr, im Blick auf Geschlecht das Zusammenspiel von körperlichen und seelischen, sexuellen und sozialen Aspekten differenziert zu analysieren. Dabei auch Begrenzungen wahrzunehmen, die auf der Ebene der Körperlichkeit gesetzt werden. Solche Begrenzungen können etwa körperliche Einschränkungen, das Lebensalter oder anatomische Gegebenheiten sein.

### *Geschlecht und Geschlechterverhältnis*

Die Konstruktion von Geschlecht, dessen, was in einer Gesellschaft als „männlich“ und als „weiblich“ gilt, geschieht für die *Queer Theory* durch performative Sprechakte. Diese Sichtweise halte ich nicht nur für problematisch, weil sie die Ebene der Körperlichkeit der Geschlechter ausblendet, sondern auch, weil sie die materiellen, sozioökonomischen Grundlagen der gesellschaftlichen Geschlechterordnung vernachlässigt.

Nach meiner Auffassung braucht es demgegenüber ausreichend „materialistische“ Zugänge, um die Geschlechter und das Geschlechterverhältnis zu analysieren. In der feministischen Forschung wurden dazu vielfältige empirische Studien und schlüssige theoretische Erklärungsansätze erarbeitet. Der Begriff „Geschlechterverhältnis“ ist nach Gudrun-Axeli Knapp ein „Funktions-, Positions- und Verhältnisbegriff, der andere Kategorien sozialer Strukturierung wie Klasse/Schicht und Ethnizität durchquert<sup>2</sup> und diese dabei auf spezifische Weise profiliert, wie er selbst durch sie markiert ist“ (Knapp 1996, S. 130). Davon zu unterscheiden sind auf der Ebene alltäglicher Interaktion Geschlechterbeziehungen zwischen einzelnen empirisch vorfindbaren Männern und Frauen (Knapp 1996, ebd.).

Fundamental für patriarchale Geschlechterverhältnisse ist die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung, die Frauen auch in modernen Gesellschaften die Privatsphäre, die niedrig entlohnten und vor allem die unbezahlten Sorgetätigkeiten (Care-Arbeiten) zuweist, während die Sphären der (gut) bezahlten Erwerbstätigkeit, der Öffentlichkeit und der Macht als männlich gelten. Die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung begünstigt in hohem Maße die Ausbildung von Geschlechterunterschieden und Geschlechterstereotypen und geht bis heute mit der Benachteiligung von Frauen in vielen gesellschaftlichen Bereichen einher.

Hier fällt sogleich ins Auge, wie sehr das Geschlechterverhältnis in modernen Gesellschaften durch Widersprüche<sup>3</sup> geprägt ist: es koexistieren deutliche, vor allem rechtliche Gleichstellungstendenzen und tatsächliche Verbesserungen im Feld der Geschlechtergerechtigkeit – mit zugleich anhaltender strukturellen Benachteiligung von Frauen und mit fortdauernden männlichen Vormachtansprüchen. Eine Fortdauer, die auf die tiefe, vielschichtige Verankerung patriarchaler Strukturen verweist. Die Widersprüchlichkeit wird auch greifbar auf der von Knapp genannten „Ebene alltäglicher Interaktion“ in den Beziehungen „zwischen einzelnen empirisch vorfindbaren Männern und Frauen“ (Knapp 1996, ebd.). Sie prägt den Alltag, sei es in Familien und in Altenheimen, sei es in der Schule oder vor Gericht, im Büro oder auf der Straße und an den vielen anderen Orten des Alltäglichen. Darin, wie Menschen ihren Alltag organisieren und gestalten, finden sie Formen, um mit den geschlechtsbezogenen Widersprüchen umzugehen.

Alltag wird zum großen Teil einfach stumm gelebt, durch Routinen und individuelles Handeln geformt. Zum Teil werden Gefühle und Interaktionen im Alltag auch versprachlicht. Damit anerkenne ich, dass sprachliches Handeln an der Aufrechterhaltung von „Geschlecht“ und der gesellschaftlichen Geschlechterordnung beteiligt ist, messe der Sprache dabei aber nicht die zentrale Rolle zu. Stattdessen halte ich die Form, in der sich patriarchal geprägte Macht,

---

2 Auffällig ist die Ähnlichkeit zu Kimberlé Crenshaws Konzept der „Intersektionalität“, das ursprünglich 1989, also etwa im gleichen Zeitraum entstand (Crenshaw 2013).

3 Es handelt sich um die gleiche Widersprüchlichkeit, die ich auch in Kap. 7 bei der Untersuchung des gesellschaftlichen Umgangs mit Homosexualität erörtern werde.

Gesellschaftsstruktur und Alltag durchdringen, für fundamental für die Erzeugung und Aufrechterhaltung der Geschlechter(-ordnung). Die Konzepte des „doing gender“ und des „undoing gender“ sind in diesem Kontext ergänzende Instrumente, um die Ebene der alltäglichen Interaktion zu beschreiben. Aus psychoanalytischer Perspektive können dabei psychodynamische und unbewusste Aspekte erfasst werden.

Neben der Sphäre des Alltäglichen ist auch die Soziale Arbeit ein Bereich, in dem sich die „Strukturkategorie Geschlecht“ erkennbar in spezifischen Praxisfeldern und dort in den Begegnungen mit „einzelnen empirisch vorfindbaren Männern und Frauen“ (Knapp 1996, S. 130) niederschlägt: zum Beispiel in Frauenhäusern, in der weiblichen Altersarmut, in der Arbeit mit alleinerziehenden Müttern; und auf männlicher Seite beispielsweise in der Straffälligenhilfe, in Anti-Gewaltprojekten oder in den Angeboten für Männer mit Alkoholabhängigkeit. In manchen Praxisfeldern, etwa in der Jugendhilfe oder in der Wohnungslosenhilfe, finden sich Beispiele (auch im Buch) dafür, dass die Soziale Arbeit inzwischen beginnt, sich auch für weitere „empirisch vorfindbare“ Geschlechter, also etwa für Trans-Personen zu öffnen.

### **Relevanz des Geschlechts**

Schon in den Anfängen feministischer Forschung waren Annahmen wie die, dass es in der Gesellschaft höchstens noch „patriarchale Restbestände“ gebe, Anlass zur Kritik. So setzten sich Silvia Kontos und Karin Walser in ihrer wegweisenden Studie „...weil nur zählt, was Geld einbringt – Probleme der Hausfrauenarbeit“ (Kontos/Walser 1979) kritisch mit der Vorstellung auseinander, Hausarbeit sei ein anachronistisches, vorkapitalistisches Relikt, das sich mit fortschreitender gesellschaftlicher Entwicklung auflösen werde. Sie konnten zeigen, dass, ganz im Gegenteil, das Kapital bzw. die kapitalistische Gesellschaft strukturell angewiesen ist auf die privat erbrachte Reproduktionstätigkeit, d.h. auf die materiellen und psychischen, den Frauen zugewiesenen Versorgungsleistungen in der Hausarbeit.

In der aktuellen internationalen *Care*-Debatte wird inzwischen ein ausgeweiteter Begriff der Sorgearbeit verwendet. Nach Margrit Brückner umfasst *Care* „den gesamten Bereich weiblich konnotierter, personenbezogener Fürsorge und Pflege, d.h. familialer und institutionalisierter Aufgaben der Versorgung, Erziehung und Betreuung und stellt sowohl eine auf asymmetrischen Beziehungen beruhende Praxisform als auch eine ethische Haltung dar“ (Brückner 2010, S. 43).

Um Hirschauers verfehlt Annahme von der Irrelevanz des Geschlechts aufzugreifen, verweise ich exemplarisch auf die Corona-Pandemie. In den beiden Jahren der Pandemie zeigten sich überdeutlich zwei Phänomene: zum einen, dass für das Funktionieren aller gesellschaftlichen Bereiche die private und berufliche *Care*-Arbeit in der Tat „systemrelevant“ ist. Und zum zweiten, dass die

Care-Arbeit trotz ihrer Systemrelevanz noch immer nicht annähernd die angemessene Bewertung und Entlohnung erfährt, eben weil sie „weiblich konnotiert“ ist und faktisch überwiegend von Frauen geleistet wird.

### ***Gewalt, Potenzen, Begehren***

Nun zur Behauptung, dass das körperliche Geschlecht im 21. Jahrhundert keine sozialen Folgen mehr habe. In welcher Welt mag jemand leben, der zu einer solchen Aussage kommt? Im Folgenden verweise ich auf drei Bereiche, in denen das körperliche Geschlecht aus meiner Sicht eine zentrale Rolle spielt und teilweise dramatische soziale Folgen hat: Gewalt, generative Potenzen, sexuelles Begehren.

Zunächst das Thema der *Gewalt*: Frauen werden, gerade weil sie weibliche Geschlechtskörper „haben“ (oder: weil sie „körperlich weiblich sind“), in vielen Varianten misshandelt. Sexuell ausgebeutet, genital beschnitten und vergewaltigt, erniedrigt und ermordet. In dieser Perspektive sehen wir Frauen als Opfer, als verletzte Körper, als „Objekte“. Zugleich ist klar, dass sie immer auch „Subjekt“ bleiben, Gewalt individuell erleiden, sich ihr zu widersetzen und sie zu überleben versuchen. Auf gewaltbetroffene Mädchen und Frauen kann Cory Silverbergs lockere Behauptung „*A body is just a body*“ zumindest zynisch wirken (Silverberg 2013), ist es doch für sie eine Erfahrungstatsache, dass sie, weil sie „körperlich weiblich sind“, physisch, existentiell und in ihrem Innersten angegriffen wurden.

Dann das Thema weiblicher *Potenzen*: Frauen sind aufgrund ihrer körperlichen Ausstattung fähig, schwanger zu werden, Kinder zu gebären und sie zu stillen. Diese prinzipiell vorhandene Fähigkeit ist jedoch begrenzt auf einen (individuell unterschiedlichen) spezifischen biografischen Zeitabschnitt. Auch kann sie bei Frauen mit ungewollter Kinderlosigkeit durch mögliche Fertilitätsstörungen eingeschränkt sein. Hinzu kommt eine sehr kleine Anzahl von Menschen, die sich als männlich definieren, gleichwohl aber ihre Gebärfähigkeit behalten.

Diese körperlich gegebene Potenz kann für Mädchen und Frauen eine positive Bedeutung bekommen – als Freiheit, von der Gebärfähigkeit keinen Gebrauch zu machen, andererseits als Erfahrung, selbst zu bestimmen über Lust, Verhüten und Abtreiben, über Schwangerschaft, Gebären und Stillen, über die Wahl, Männer oder Frauen zu lieben, eine verschieden- oder gleichgeschlechtliche Elternschaft zu leben.

Aufgrund ihrer Gebärfähigkeit wurde Frauen ein ganzes Arsenal an angeblich angeborenen Wesenseigenschaften angedichtet, wechselnd je nach Epoche und nach gesellschaftlichem Bedarf. Ebenso bekannt ist, dass die generative Potenz von Frauen immer wieder zum Anlass für Gebärneid, für Kontrollansprüche und vielfache Formen des Zwangs wurde und wird. Es gibt in Europa eine lange Geschichte, in der Frauen diese Potenz und die Selbstbestimmung darüber abgesprochen

wurde, zum Beispiel im Prozess der Technisierung der Kreißsaal-Geburt im 20. Jahrhundert, die die Geburt zu alleiniger Tätigkeit des Klinikpersonals zu machen suchte. Auch in Cory Silverbergs Aufklärungsbuch sehe ich eine Form der Verdinglichung von Frauen und den Versuch der Enteignung weiblicher generativer Potenzen (Silverberg 2020). Im Blick auf das begonnene 21. Jahrhundert hat Lotte Rose eine weitere Wendung des gesellschaftlichen Umgangs mit weiblicher Gebärfähigkeit und Geburt untersucht. Ihr Beitrag trägt den sprechenden Titel: „Gebären will gelernt sein! – Bildungsangebote zur Geburt zwischen emanzipatorischer Befähigung und neoliberaler Indienstnahme“ (Rose 2022, S. 9).

Für Männer und Jungen hat das körperliche Geschlecht ebenfalls bedeutsame soziale Folgen: Im Bereich sexualisierter *Gewalt* sind es neben der Mehrheit der weiblichen Opfer auch Jungen im vorpubertären Alter, die aufgrund ihrer kindlich unfertigen, männlichen Körper von manchen pädokriminellen Tätern bevorzugt misshandelt werden. Als gravierende soziale Folgen körperlicher Männlichkeit werte ich zum Beispiel die (Zwangs-)Rekrutierung junger Männer für Kriege und Militärrherrschaft, ebenso die Ausbeutung der körperlichen Arbeitskraft von Männern in Formen moderner Sklaverei. Die körperliche und genitale Ausstattung von Männern ist – ähnlich wie bei Frauen – vielfach zum Anlass für idealisierende und ebenso für dämonisierende Zuschreibungen geworden. Bezogen auf körperliche bzw. sexualisierte Gewalt von Männern wird volkstümlich von „Triebtättern“ bzw. von „reichlich Testosteron“ gesprochen, in manchen „wissenschaftlichen“ Konzepten auch von natürlicher, phallischer und unvermeidlich aggressiver Maskulinität. Unnötig zu erwähnen, dass aus meiner Sicht die empirisch gesicherte Tatsache höherer männlicher Gewaltbereitschaft in keiner Weise angeboren oder mit dem körperlichen Geschlecht von Männern zu erklären ist.

Zur männlichen *Potenz* gehört die Fähigkeit, Kinder zu zeugen. Diese prinzipiell vorhandene Fähigkeit ist zwar auch zeitlich begrenzt, aber, im Vergleich zur weiblichen Fruchtbarkeit, bis ein höheres Alter potentiell verfügbar. Gleichzeitig kann die Zeugungsfähigkeit von Männern durch mögliche Fertilitätsstörungen eingeschränkt sein. Zu den Männern kommt eine sehr kleine Anzahl von Menschen hinzu, die sich als weiblich definieren, gleichwohl aber ihre Zeugungsfähigkeit behalten.

Auch diese körperlich vorhandene Möglichkeit kann für Jungen und Männer eine positive Bedeutung haben: als Hoffnung auf oder Erfahrung von Vaterschaft, als Chance, noch in relativ hohem Alter Kinder zu zeugen, und, wie bei Frauen, als Selbstbestimmung über Lust, Familiengründung und die Wahl, Männer oder Frauen zu lieben. Schließlich als Freiheit, von der eigenen Zeugungsfähigkeit keinen Gebrauch zu machen

Nach den Themen der *Gewalt* und der *generativen Potenz* ist es drittens der Bereich des *Begehrens*, in dem aus meiner Sicht die Körperlichkeit des Geschlechts bedeutungsvoll ist. In verschiedenen Kapiteln berichte ich aus der Sozialen Arbeit und aus eigenen empirischen Studien darüber, welche harten sozialen Folgen es

für Menschen hatte und zum Teil immer noch hat, Sexual- und Liebesobjekte mit dem „falschen“, nämlich gleichgeschlechtlichen Körper zu begehren. In anderen Worten: wie hart homosexuelles Begehren sozial bestraft wurde und zum Teil noch wird – mit Ausschließung, Enterbung, Verprügeln, Verstoßen usw. Und wie destruktiv sich verinnerlichte Homonegativität in den Individuen auswirkt.

Wie kann jemand bezweifeln, dass für das Begehren die Körperlichkeit (Stofflichkeit, Materialität) unmittelbar ausschlaggebend ist? Selbstverständlich immer in Verbindung mit der Macht der Phantasie, mit Gefühlen und mit unbewussten, biografisch entstandenen Wahrnehmungsmustern? Jedenfalls ist es selten nur der schöne Charakter eines Menschen, an dem sich sexuelle Lust entzündet.

Für lesbisches Begehren zum Beispiel sind es gerade weibliche Körper, die erotische Anziehung auslösen, sind es Brüste, Vulva usw., die in ihrer jeweils ganz individuellen Ausprägung für sexuelle Attraktion und Interaktion zwischen Frauen bedeutsam sind, ist es gerade der Zauber der weiblichen Körperlichkeit, der die Liebe lebendig hält.

Ebenso: wie könnte für schwules Begehren der männliche Körper je „belanglos“ (vgl. Hirschauer 2022) werden? Schwule Suchanzeigen geben detailliert Auskunft über begehrte Aspekte des männlichen Geschlechtskörpers. Und gerade schwuler Sex, schwule Liebe sind für reaktionäre heteronormative Geschlechterkonzepte extrem anstößig, ziehen besonders viel Hass und Verachtung auf sich.

Schließlich heterosexuelles Begehren: unter all der Verurteilung der Heteronormativität schien die Existenz verschiedengeschlechtlichen Begehrens fast zu verschwinden. Durch all die Kritik an männlicher Dominanz und an der sexuellen Verdinglichung des weiblichen Körpers, durch all die Analysen der Krise der Heterosexualität schien es nur noch gekränkte Männer und enttäuschte Frauen zu geben. Aber das ist natürlich nur ein Teil der Wahrheit. Trotz all der tatsächlich bedrückenden Erschwernisse gibt es Frauen und Männer, die einander anerkennen und sich in ihrer unterschiedlichen Körperlichkeit begehren und lieben. Das zu sagen, erscheint mir heutzutage nicht trivial.

Was mir hier fast zu einer Feier der „Vielfalt des Begehrens“ geraten ist, betrachte ich später noch einmal aus triebtheoretischer Perspektive, da sich das psychoanalytische Verständnis des Sexualtriebs eignet, um die Körpergebundenheit des Begehrens der Geschlechter zu erfassen.

### *Inbetween: Inter, Trans, nonbinär, fluide*

Ich sehe es so: neben Frauen und Männern und zwischen ihnen ist „jede Menge Platz“ – Raum, Freiraum für Menschen, die sich zwischen und neben den Geschlechtern fühlen und definieren möchten. Dieser Raum steht Menschen, die sich zum Beispiel als trans-, und intergeschlechtlich, als nonbinär oder fluide definieren, zu – in der *Community* und im öffentlichen Raum, in rechtlicher wie in

sozialer Hinsicht. Ich halte es für wichtig, im Grunde für selbstverständlich, dass sie sich frei fühlen, ihre Definitionen und Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Genauso wichtig ist mir aber, dass ebenfalls Frauen und Männer wahrgenommen werden als lebendige, fühlende und denkende Wesen – in der Theoriebildung, der Fachdiskussion und in der *Community*. Und nicht zuletzt auf der Ebene der Statistik, wo sie die vielgestaltige absolute Mehrheit bilden.

Durch die Behauptung, die Zweigeschlechtlichkeit sei reine Ideologie bzw. es gebe sie tatsächlich gar nicht (mehr), entsteht kein Freiheitsgewinn für neue bzw. andere Geschlechter. Ich bin davon überzeugt, dass geschlechtliche Vielfalt ausgedrückt, gelebt und erforscht werden kann, ohne dass zugleich die beiden „klassischen Geschlechter“ entwertet werden müssen.

In den letzten Jahren ist wichtiges neues Wissen in den Bereichen geschlechtlicher Vielfalt entstanden – sei es in natur- wie sozialwissenschaftlichen Disziplinen, sei es in interdisziplinären Forschungen, sei es in sexualwissenschaftlichen Projekten mit psychoanalytischer Beteiligung (Schweizer 2021). Die Erkenntnisse beziehen sich auf Varianten der Geschlechtsentwicklung, auf trans- und intergeschlechtliche Entwicklungen. Auf Seiten der Forscher\*innen haben sich Haltungen geändert, ähnlich wie „eine Etappe früher“ im Blick auf Homosexualität. Es zeigen sich Tendenzen der Öffnung, Entpathologisierung und Normalisierung. Im Bereich sexueller Orientierung haben sich die Annahme eines sexuellen Kontinuums und das Konzept der konstitutionellen Bisexualität als hilfreich erwiesen, um das Homosexualitätstabu und rigide heteronormative Vorstellungen zu lockern. Auch in den Debatten über die Diversität des Geschlechts wird die Vorstellung eines Kontinuums, eines geschlechtlichen Spektrums eingebracht.

### *Eindeutigkeit und Mehrdeutigkeit*

Nach meiner Beobachtung gibt es zwei gleichwertige menschliche Wünsche: den Wunsch nach Eindeutigkeit und den Wunsch nach Mehrdeutigkeit, nach Bestimmtheit und nach Unbestimmtheit, nach der Festigkeit von Grenzen und nach ihrer Durchlässigkeit, Auflösung. Ich möchte dies im Blick auf Kinder und Jugendliche verdeutlichen.

Ute Schaich und Tim Rohrman stellen in ihrem Beitrag „Gender- und diversitätsbewusste Pädagogik in Kitas“ fest: „Kinder wachsen nicht genderneutral auf, sondern in einem Körper mit Geschlechtsmerkmalen (...)“ (Rohrman/Schaich 2021, o. S.). Aus psychoanalytischer Perspektive ist es für ein gelingendes Aufwachsen notwendig, dass im Verlauf der kindlichen und jugendlichen Entwicklung der eigene Körper ausreichend libidinös besetzt wird. Anders gesagt: dass junge Menschen ihren Körper nicht ablehnen und schädigen, sondern dass sie ihn mögen und sich in ihm wohl fühlen. Dies schließt ein, das eigene Körpergeschlecht positiv zu besetzen. Es bedeutet, die eigenen Sexualorgane in

das Körperbild zu integrieren, verbunden mit der inneren Erlaubnis zu sexueller Lust. Zu diesem Prozess gehört auch die Auseinandersetzung mit der körperlichen Differenz der Geschlechter. Für manche Kinder geht es außerdem um die Auseinandersetzung mit der Frage, ob sie keinem der Geschlechter oder beiden angehören oder eine Mischung aus beiden seien. Diese Auseinandersetzungen können phasenweise unterschiedliche Gefühle auslösen – zum Beispiel Verwirrung, Ängste, Verunsicherung, Ärger, Trauer, Kränkung, Neid; aber auch Aufregung, Begeisterung, Glücksgefühle, Stolz, Neugier. Für Erwachsene, (seien es Eltern, seien es pädagogische und soziale Fachkräfte), die Kinder und Jugendliche begleiten und sie im Umgang mit diesen Gefühlen stärken wollen, bedeutet dies aus meiner Sicht, aufmerksam zu sein für beides – für Phasen der Eindeutigkeit und für solche der Mehrdeutigkeit.

Zunächst wende ich mich im Folgenden dem Thema der *Eindeutigkeit* zu und betrachte die Aufgaben, die aus meiner Sicht Erwachsenen in diesem Zusammenhang zukommen – im Blick auf Jungen und Mädchen, auf intergeschlechtliche Kinder und auf Kinder mit möglicherweise transgeschlechtlicher Entwicklung. In bestimmten Momenten oder Phasen ist es wichtig ist, Kindern zu vermitteln, dass sie sich ihres geschlechtlichen Körpers freuen (d. h. ihn libidinös besetzen) können. Dies stärkt sie in ihrem Körperbild und ihrem Selbstwertgefühl.

Phasenweise kommt es darauf an, Jungen in ihrem Jungesein, mit ihrem Jungenkörper und allem, was geschlechtlich dazu gehört, freudig als gut und wertvoll anzuerkennen. Gleichzeitig kann ihnen vermittelt werden, dass es viele verschiedene Arten gibt, ein Junge zu sein, sich als Junge zu fühlen und auszudrücken. Ebenso wichtig ist es in bestimmten Phasen oder Momenten, Mädchen in ihrem Mädchensein freudig zu bestätigen, um ihnen zu ermöglichen, sich in ihrem weiblichen Körper wohl zu fühlen, ihn als Ganzes und einschließlich der inneren und äußeren Geschlechtsorgane positiv zu besetzen. Dies wird besonders deutlich am Beispiel der Klitoris – die sehr verbreitete Nichtbenennung und Nichtdarstellung der Klitoris, die scheinbare Inexistenz dieses Lustorgans hat für Frauen, ihre sexuelle Erlebnisfähigkeit und ihr Selbstwertgefühl oft fatale Folgen; viele klinische Berichte zeugen davon (vgl. Lerner 1980).

Auch für intergeschlechtliche Kinder ist die freudige Anerkennung ihres körperlichen Soseins in manchen Phasen wichtig. Sie brauchen von Erwachsenen die uneingeschränkte positive Bestätigung, dass ihr Geschlechtskörper in seiner Ganzheit und seiner sexuellen Ausprägung wertvoll und liebenswert ist. Die Erwachsenen – neben den Eltern auch pädagogische und medizinische Expert\*innen – sind gefordert, die Ungewissheit und die Vorläufigkeit der geschlechtlichen Entwicklung des Kindes zu akzeptieren und dem Kind gegenüber zu bejahen. Wenn junge Kinder anhaltend den Wunsch äußern, dem anderen Geschlecht anzugehören, heißt das nicht, dass Erwachsene nun sicher wüssten, dass sie „ein Transkind“ haben, denn in den Jahren vor Pubertät und Adoleszenz sind noch viele Entwicklungslinien offen. Es kommt darauf an, die Kinder freudig in ihrer

Individualität und Körperlichkeit zu bestätigen. Feinfühligere Erwachsene werden vermeiden, dem Kind auf festlegende Weise die eine oder die andere geschlechtliche Richtung aufzuzwingen.

Bevor ich mich den Aufgaben von Erwachsenen in den Phasen der Mehrdeutigkeit zuwende, möchte ich vorausschicken, dass es auf jeden Fall auch Zeiten geben muss, in denen der Körper *gar nicht thematisiert wird*, in denen körperliche, geschlechtliche Themen *ruhen*.

Nun zur *Mehrdeutigkeit*. An vielen Stellen des Buches verweise ich auf die Offenheit sexueller Entwicklungen. Darauf, dass kindliches bzw. jugendliches Erleben mehrdeutig, auch homoerotisch sein kann. Dass es sowohl stabile als auch flexible sexuelle Orientierungen gibt, sowohl feste Kategorien als auch fließende Übergänge und vielfältig gelebte Sexualitäten (vgl. etwa Kap. 3). So sehe ich es auch im Blick auf kindliche und jugendliche Entwicklungen und die Notwendigkeit, Phasen der Mehrdeutigkeit in Bezug auf das Geschlecht anzuerkennen. Ich glaube, dass junge Menschen immer wieder auch Zeiten brauchen, in denen sie sich geschlechtlich nicht festgelegt fühlen. Nach meiner Beobachtung erleben sie diese Phasen ohnehin; wichtig ist aber, dass Erwachsene sich dessen bewusst sind. Dass sie auch die Aspekte von Entwicklung wahrnehmen, die offen, unbestimmt und variabel sind. Die erwachsene Akzeptanz dieser Aspekte ermutigt Kinder und Jugendliche, stärkt ihr Selbstvertrauen und die Zuversicht in ihre eigenen Kräfte und in ihre Zukunft. Hier zeigt sich bei Kindern und Jugendlichen oft eine spontane Unbekümmertheit, ihre Lust daran, einfach alles Mögliche und Unmögliche auszuprobieren.

Die notwendige Ermutigung gilt für Mädchen und Jungen ebenso wie für junge Menschen mit intergeschlechtlicher und mit möglicherweise transgeschlechtlicher Entwicklung. Sie alle brauchen das, was mit Winnicott als „Möglichkeitsraum“ (Winnicott 1971/1979) bezeichnet wird. Als ein (Zeit-)Raum zwischen Phantasie und Realität, der offen und unbestimmt genug ist, damit Neues entsteht, sich Kreativität entfaltet und individuelle Wege sich entwickeln können. Kinder und Jugendliche aller Geschlechter stoßen in ihrem Alltag auf stereotype und entwertende Geschlechterbilder, auf biologistisch begründete Zuschreibungen. Erwachsene können junge Menschen darin bestärken, sich von diesen Zuschreibungen nicht entmutigen zu lassen, vielmehr darauf zu vertrauen, dass sie selbst in der Zeit, die sie dazu brauchen, ihre individuelle Form, ihr Geschlecht zu leben, finden werden.

So gewiss aus meiner Sicht beides, der Wunsch nach Bestimmtheit wie jener nach Unbestimmtheit, zur menschlichen Entwicklung gehört, so herausfordernd ist es, im Pendeln zwischen beiden Seiten immer wieder einen angemessenen Ausgleich zu finden. Dies ähnelt der in Kap. 5 beschriebenen Aufgabe der Erwachsenen, zwischen der Ebene des begrenzenden, schutzgebenden Raumes und der Ebene der Autonomieentwicklung der jungen Generation immer neu eine Balance zu finden.

## Sexualität/Sexualtrieb

Als junge Frau machte ich eine Analyse und sagte einmal trotzig zu meiner Analytikerin: „Vielleicht gibt es ja überhaupt keine Triebe“. Darauf sie: „Ja, das hätten Sie gern!“. Meine damaligen Zweifel wandelten sich mit der Zeit zu einer kritisch-bejahenden Haltung. Bis heute weiß ich nicht, ob es Triebe „gibt“, – sicher nicht im gleichen empirisch nachweisbaren Sinne wie etwa Hormone oder Bakterien. Ich möchte aber für den Nutzen des „Sexualtriebes“ plädieren, dafür, ihn als Bild, als Denkmodell zu verwenden, mit dem wir versuchen können, die Untrennbarkeit sexueller und psychischer Prozesse und die Körpergebundenheit unserer geistig-seelischen Welt zu erfassen. Für mich wurde die Triebtheorie überzeugend, weil sie sexualitätsbejahend ist, dem Unbewussten eine zentrale Bedeutung zumisst und weil sie sehr viele Phänomene auf differenzierte Weise zu erklären vermag – in der Sexualität und in menschlichen Beziehungen, in psychosexuellen Entwicklungen, Konflikten und Störungen.

An verschiedenen Stellen des Buches verdeutliche ich, wie wichtig die psychoanalytische Perspektive nach meiner Auffassung ist, um sexuelle Entwicklungen, sexuelle Orientierungen und sexuelle Vielfalt zu verstehen. So spreche ich etwa von triebhaften Wünschen, von kindlicher Triebnatur oder von triebhaften Strebungen in der Adoleszenz.

Mir ist bewusst, dass es viele Missverständnisse rund um den „Trieb“ gibt. Darauf deutet schon der umgangssprachliche Begriff „Triebtäter“ hin, den der Duden folgendermaßen definiert: „...männliche Person, die aus dem Drang zur Befriedigung eines Triebes, besonders des Geschlechtstriebes, eine Straftat begeht“ (Duden 2022 o. S.). Diese Verwendung verweist auf die populäre Vorstellung, es handle sich beim Sexualtrieb um eine Art „Dampfkessel“, bei S. Freuds Sexualtheorie also um eine simple „Dampfkesseltheorie“, und um die Reduzierung des Menschen auf seine bloße Triebnatur. Andere Sichtweisen gehen von der Annahme aus, der Trieb entspreche dem Instinkt bei Tieren. Solche Missverständnisse beruhen auf grober Vereinfachung und Verzerrung, aber auch auf Unkenntnis der psychoanalytischen Theorie.

Die Triebtheorie ist immer umstritten gewesen – durch Kritik von außen, zum Beispiel von philosophischer, theologischer oder sexualwissenschaftlicher Seite, wie auch innerhalb der Psychoanalyse, durch psychoanalytische Richtungen wie etwa die Ichpsychologie (Hartmann 1975) und die Selbstpsychologie (Kohut 1981; Milch 2001). Dem „Verschwinden“ der Triebtheorie und mit ihr der Sexualität aus der Psychoanalyse sind andererseits auch immer wieder Stimmen entgegen getreten (Sigusch 1984, 2019; Quindeau/Brumlik 2012; Hüller 2022).

Im Folgenden stelle ich eine Definition des Begriffs „Sexualtrieb“ aus dem „Vokabular der Psychoanalyse“ von Jean Laplanche und Jean-Bertrand Pontalis vor (Laplanche/Pontalis 1967/1998). Auf manche Leser\*innen mag die Sprache der Verfasser sperrig wirken und damit den Zugang zum Inhalt erschweren. Ich

plädiere dafür, sich trotz dieser sperrigen sprachlichen Hürde auf die inhaltlichen Aussagen einzulassen, weil sie interessante Anknüpfungspunkte zu sexueller Vielfalt und damit zu vielen Themen dieses Buches bieten. Der Sexualtrieb wird von Laplanche und Pontalis definiert als

„Inneres Drängen, das die Psychoanalyse in einem viel weiteren Felde wirksam sieht, als dies bei den sexuellen Aktivitäten im geläufigen Sinne des Wortes der Fall ist. An ihm kommen die Eigenschaften des Triebes, die ihn von einem Instinkt unterscheiden, in höchstem Maße zum Ausdruck: sein Objekt ist biologisch nicht determiniert, seine Befriedigungsformen (Ziele) sind veränderlich, ganz besonders an das Funktionieren determinierter körperlicher Zonen gebunden (erogene Zonen), können aber mit den verschiedensten Aktivitäten, an die sie sich anlehnen, einhergehen (...). Die Psychoanalyse zeigt, dass der Sexualtrieb beim Menschen eng mit einem Spiel von Vorstellungen oder Phantasien zusammenhängt, die seine Spezifität bedingen. Er organisiert sich erst am Ende einer komplexen und ungewissen Entwicklung unter den Genitalprimat und gelangt wieder zu der offensichtlichen Unbeweglichkeit und Finalität des Instinkts. Ökonomisch gesehen postuliert Freud die Existenz einer einzigen Energie für die veränderlichen Formen des Sexualtriebs: die Libido. Dynamisch gesehen sieht Freud im Sexualtrieb einen notwendigen Pol des psychischen Konflikts; er ist das bevorzugte Objekt der Verdrängung ins Unbewußte“ (Laplanche/Pontalis 1967/1998, S. 470).

Die Autoren machen in der Definition deutlich, dass „Trieb“ ein „Grenzbe-griff“ ist, dass Körper und Psyche im Trieb untrennbar vereint sind. Zu dieser Untrennbarkeit hatte S. Freud festgestellt: „Wir sprechen darum auch lieber von Psychosexualität, legen so Wert darauf, dass man den seelischen Faktor des Sexuallebens nicht übersehe und nicht unterschätze“ (S. Freud 1910/1969, S. 120). Und in einer Vorlesung heißt es später: „Die Trieblehre ist sozusagen unsere Mythologie. Die Triebe sind mythische Wesen, großartig in ihrer Unbestimmtheit. Wir können in unserer Arbeit keinen Augenblick von ihnen absehen und sind dabei nie sicher, sie scharf zu sehen“ (S. Freud 1932/1969, S. 101).

In der Definition von Laplanche und Pontalis gibt es einige Aspekte, die ich bisher in diesem Exkurs schon angesprochen habe und später im Buch wieder aufgreifen werde. Zum Beispiel bedeutet die Aussage der Verfasser über den Trieb: „...sein Objekt ist biologisch nicht determiniert“ (a. a. O.) dass Frauen und Männer einander nicht von Natur aus in festgelegter Weise als Sexual- und Liebesobjekte begehren (müssen), dass es also keine angeborene Heterosexualität gibt. Weiterhin ist nicht von einer festgelegten sexuellen Entwicklung die Rede, sondern von einer „komplexen und ungewissen Entwicklung“ (a. a. O.) Die Definition verweist auf die Veränderlichkeit der Befriedigungsformen und auf den engen Zusammenhang des Sexualtriebs „mit einem Spiel von Vorstellungen oder Phantasien ...“ (a. a. O.) – damit also auf seinen fluiden, polymorphen Charakter und auf den freien Raum, den triebhafte Wünsche durch ihre tiefe Verknüpfung

mit Phantasien haben. Schließlich ist mit den „erogenen Zonen“ die Körpergebundenheit des Triebbegriffs angesprochen

In einem Punkt widerspreche ich den Verfassern: Wo Laplanche und Pontalis sagen, der Sexualtrieb gelange „wieder zu der offensichtlichen Unbeweglichkeit und Finalität des Instinkts“ (a. a. O.), möchte ich den Blick darauf lenken, dass es neben „finalen“, konventionell erstarrten Formen der Triebentwicklung inzwischen auch andere, sehr bewegliche Formen gibt: Die letzten Jahrzehnte haben es in vielen Gesellschaften ermöglicht, dass Individuen in ihrer Triebentwicklung freier und diverser werden konnten. Im Zusammenhang mit der gegebenen Veränderlichkeit der Sexual- bzw. Liebesobjekte und der Befriedigungsformen konnte sich in historisch neuem Ausmaß das Element der bewussten und selbstbestimmten Gestaltung von Sexualität und Liebe entfalten – Stichworte: sexuelle Revolution bzw. Liberalisierung, homosexuelle Emanzipation, sexuelle Selbstbestimmung.

Indes verweist der Triebbegriff nicht nur auf mögliche Freiheiten, sondern gleichzeitig auf unsere Unfreiheit. Aufgrund der Verdrängung triebhafter Wünsche ins Unbewusste sind wir nicht „Herrin und Herr im Haus“, verfügen wir nicht über einen bedeutenden Teil unserer Persönlichkeit. Die psychoanalytische, insbesondere die triebtheoretische Perspektive führt zu der Erkenntnis, dass Verdrängung und Körpergebundenheit uns begrenzen: das Ideal des selbstbestimmten, sich selbst setzenden Individuums ist zum Teil eine Illusion. Habe ich noch drei Abschnitte vorher die „Vielfalt des Begehrens“ gefeiert und mit ihr die selbst bestimmte Wahl des Sexual- bzw. Liebesobjekts, so zeigt sich im Licht der Triebtheorie die volle Ambivalenz von „Sexualität“ als ein Bereich, der fremd- und selbstbestimmt ist, der durch freie Entscheidungen, aber ebenso durch äußeren wie auch durch inneren, unbewussten Zwang, durch die Macht des Verdrängten geprägt ist.

### ***Körper/Natürlichkeit/Nichtverfügbarkeit***

Ohne sich darum zu kümmern, dass Körperlichkeit und Natürlichkeit der Geschlechter längst von der *Queer Theory* dekonstruiert wurden, sind im Fitness-Center viele Menschen in tiefem Ernst damit beschäftigt, ihre Körper zu bearbeiten und zu verbessern. Das geschieht geschlechtstrennt und geschlechtsgemischt: als wollte sich die Realität dem Klischee anpassen, sind es im Kraftsportbereich vor allem Männer, die stöhnend Gewichte heben und bei Pilates und Stretching überwiegend Frauen auf dem Weg zum makellosen Körper. Im Rückentraining arbeiten jedoch alle Geschlechter daran, ihre Muskulatur zu kräftigen, um gegen die schädlichen Folgen all des beruflichen und privaten Sitzens anzukommen.

Gemeinsam ist aus meiner Sicht den beiden, zunächst disparat erscheinenden Perspektiven der Versuch, die „natürlichen Körper“ zu beherrschen: wo sich

die *Queer Theory* der „natürlichen Körper“ durch die Sprache bemächtigen und sich ihrer zugleich diskursiv entledigen will, sind es im Fitness- und Körperkult die physischen Strapazen, oft in Verbindung mit Geräten, mit denen die Körper optimiert, gestählt und gestylt werden sollen. Gemeinsam ist beiden Perspektiven eine Idee der Machbarkeit – die Vorstellung, natürliche, auch geschlechtliche Körper könnten geformt werden, sei es durch Diskurse, sei es durch eisernes Training. Der Körper ist hier im Grunde ein Gegner oder ein Objekt, das unterworfen und beherrscht wird, nicht ein weicher, fühlender Leib, untrennbar eins mit dem Subjekt selbst, das über ihn (d. h. sich selbst) nachdenkt oder das sich in Übungen bewegt.

Es überrascht wohl nicht, dass ich auch hier, wie schon im Blick auf Geschlecht und Sexualität, auf die Grenzen der Selbstbestimmung und des Machbaren aufmerksam machen möchte, auf das, was sich dem Beherrschungswillen entzieht und worüber wir nicht verfügen können. Zunächst sei darauf verwiesen, dass es durchaus Konzepte gibt, in denen der natürliche Körper nicht als zu beherrschendes Objekt erscheint, sondern als Element einer körperlich-seelischen Einheit. Dies zeigt sich beispielhaft in nichteuropäischen, auch spirituell verankerten Konzepten wie dem des Yoga, das einen ganzheitlichen Ansatz verfolgt, der Körper, Geist und Seele in Einklang bringen soll. Aber auch ein europäisches Konzept wie das der Psychosomatik geht von der grundlegenden Annahme einer ungetrennten körperlich-seelischen Einheit aus und berücksichtigt im Blick auf Krankheit und auf Gesundheit gleichermaßen somatische, psychische und soziale Faktoren.

Im Weiteren erinnere ich daran, dass manche Körperprozesse nur in sehr geringem Maße willentlich beeinflussbar sind – Eltern können nicht herbeiführen, dass ihr Kind früher krabbelt oder schneller wächst, und Jugendliche können nichts aktiv dafür tun, dass ihre sexuelle Reife endlich eintritt. Zeugungs- und Gebärfähigkeit lassen sich nicht endlos verlängern. Alterungsprozesse sind nur geringfügig abzumildern und der Sterbeprozess lässt sich letztendlich nicht aufhalten. Zwar stimmt es, dass die moderne Medizin für fast all diese körperlichen Prozesse technische und medikamentöse Gegenmittel bereithält. Aber was als medizinisch notwendige Hilfe definiert wird, kann auch als Eingriff, als Übergriff wahrgenommen werden.

Aus meiner Sicht ist es in manchen Situationen sinnvoll (nicht immer, nicht überall), Naturprozesse in ihrer Eigendynamik anzuerkennen und sie zu begleiten, anstatt sie unter die eigene Kontrolle bringen und über sie verfügen zu wollen. Das lässt sich gut an der Hospizarbeit verdeutlichen: in der Palliativmedizin wird Sterben als normaler Lebensvorgang anerkannt. Der natürliche Sterbeprozess wird angenommen und in seinen jeweiligen Phasen begleitet. Die Aufgabe von *Palliative Care*-Teams ist es, auf mitfühlende Weise Leiden und Schmerzen zu lindern und an der Seite der Sterbenden und ihrer Angehörigen zu sein. Der Tod wird weder beschleunigt noch verzögert.

Wie der Tod dann kommt, „wenn es soweit ist“, so kommt auch das Kind, „wenn es so weit ist“. Jedenfalls könnte es so sein, wenn nicht neoliberal geprägte institutionelle Strukturen in Kliniken und in der Altenpflege es häufig verhindern würden. So haben zum Beispiel die Technisierung und die Ökonomisierung der Geburtshilfe dazu geführt, dass sich seit 1991 in Deutschland die Zahl der Geburten per Kaiserschnitt fast verdoppelt hat, während zugleich ein Drittel der Kreißsäle geschlossen wurde (vgl. Jung 2022). Den wirtschaftlichen Interessen scheinen verschiedene individuelle Tendenzen auf Seiten der Frauen entgegenzukommen: Bedenken, sich auf natürliche Körperprozesse, auf die Phasen der Geburt, einlassen, aus Angst, ihnen hilflos ausgeliefert zu sein oder auch Sorge wegen ästhetischer Folgen (Schwangerschaftsstreifen).

Manche meinen, es gebe vielleicht so etwas wie die die „Weisheit des Körpers“. In beiden Lebensvorgängen, im Sterben und in der Geburt bzw. beim Gebären, geht es jedenfalls *auch* um etwas Passives, darum, die eigene Ohnmacht einzugestehen und ein Körpergeschehen zulassen. Nicht nur darum, ein Geschehen aktiv zu gestalten – die selbstbestimmte Geburt, den selbstbestimmten Tod. Möglicherweise lässt sich das so auch für Sexualität sagen – nämlich in der Weise, dass Individuen bei aller denkbarer sexueller Selbstbestimmung doch in sexuellen Begegnungen, beim Sex, auch dem „Eigensinn des Körpers“, begegnen. Einem Körpergeschehen, das sich größtenteils ihrer Kontrolle entzieht. Dabei denke ich zum einen an das Thema der Befriedigung und des Orgasmus, zum anderen an sexuelle Funktionen und ihre Störbarkeit. Weit davon entfernt, „die Natur“ in Körperprozessen zu verklären, bin ich jedoch dafür, dem biologischen Anteil an komplexen biopsychosozialen Phänomenen tatsächlich Respekt zu zollen.

Immer wieder hat es in der Geschichte (und bis heute) massive Versuche gegeben, den „biologischen Anteil“ menschlicher Existenz und Sexualität zu verabsolutieren – mit dem Ziel, Herrschaftsverhältnisse zu legitimieren und eine konservative Sexualmoral zu untermauern. Reaktionäre Vorstellungen von der einzig „natürlichen“ (Hetero-)Sexualität, von „naturgegebenen“ Geschlechterrollen und von der „Unnatürlichkeit“ der Homosexualität sprechen eine deutliche Sprache. Darin wird aber das Biologische zum *Biologismus* pervertiert, und ich plädiere dafür, zwischen beidem klar zu unterscheiden.